

## **Predigt über Gen 1, Sonntag Jubilate, 21.04.2013 – Universitätskirche Marburg**

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

AM ANFANG – am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, Licht und Dunkel – und was zwischen Himmel und Erde lebt und webt: die grünen Pflanzen, die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser und alles, was festen Boden unter dem Bauch oder unter den Füßen braucht – zuletzt den Menschen. Und Gott sieht, dass es gut ist, nicht nur einmal, sondern immer wieder sieht er es so. Aus Abend und Morgen werden die Tage, bis das Werk vollendet ist am siebenten Tag, an dem der Schöpfer ausruht wie ein zufriedener und erschöpfter Handwerker und den er unter seinen Segen stellt.

„Ich glaube, dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.“ Legendar dieser Satz von Humphrey Bogart alias Rick Caine in der Schlusszene des Films Casablanca. Gerichtet ist er an seinen Gegenspieler, Captain Renault. In einer völlig überraschenden Wendung hat dieser nicht nur Caine, sondern auch das vor den Nazis flüchtende Paar Ilsa und Laszlo gerettet, deren Flugzeug eben im nebeligen Nachthimmel über der Stadt verschwindet.

AM ANFANG eine wunderbare Freundschaft – so erinnern sich die aus ihrem Land weggeführten Judäer im babylonischen Exil. In der Fremde ist die Hoffnung prekär, die Zukunft verhangen. Die Exilierten sind bedrängt von der Frage, ob Gott sie verlassen habe, sind sie doch weit weg von der Stadt Jerusalem und der heilvollen Präsenz Gottes im Tempel. In ihre Bedrängnis hinein spricht der Text mit seinen poetischen Strophen: Nein, nicht Verlassenheit ist am Anfang, sondern Beziehung; denn Gott ruft die Menschen mit seinem Wort ins Leben wie alles, was ist, verbindet sich mit seinen Geschöpfen von Anbeginn. Vergesst nicht! Verzweifelt nicht! Gedenkt, dass es gut ist – am Anfang und immer wieder im Anfangen bis auf den heutigen Tag. Lasst Raum für dieses Gedenken, nehmt euch Zeit am Sabbat, dem Tag, an dem auch Gott ruht. Lobt und dankt. Es ist ja gut zu leben, ein Geschenk; denn ihr seid die Gesegneten des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Wie die Welt entstanden ist nach dem Wissen der damaligen Zeit, das ist nur ein Seitenthema der Schöpfungserzählung. Viel wichtiger ist das Staunen, dass überhaupt etwas entstanden ist. Denn das ist alles andere als selbstverständlich: Dass wir leben, die Bäume wieder grün werden nach einem endlos erscheinenden Winter. Dass wir in Frieden wohnen, zusammen arbeiten und studieren dürfen ohne Hunger und Entbehrungen. Dass wir streiten und uns wieder versöhnen können. Das alles sind Geschenke.

„Warum ist überhaupt etwas, warum ist nicht nichts?“ hat Friedrich Schelling am Anfang des 19. Jahrhunderts in einer genialen Formulierung gefragt. Bis heute beschäftigt die Frage die Wissenschaft.

Aber auch, wenn ich sie alltagpraktisch lese, ist diese Frage interessant. Denn normalerweise fragen wir anders, nämlich so: Warum ist die Welt nicht durchgehend gut, sondern so viel Böses darin? Warum müssen Menschen Schmerzen ertragen? Warum wächst die Zahl der Toten und Flüchtenden in Syrien an jedem Tag? Warum gelingt es wenigen Gewalttätigen,

ganze Städte in Angst zu versetzen? Warum wird die Nachbarin krank, obwohl sie schon genug Schweres erlebt hat ... die Liste ließe sich leicht verlängern, ohne dass wir die Fragen befriedigend beantworten könnten.

Aber anstatt dass Menschen sich in der Unausweichlichkeit des zweifellos vorhandenen Schreckens verlieren, können sie die Dinge auch anders zu sehen, nämlich nicht vom Ende her, sondern vom Anfangenkönnen. Wenn Menschen den Lauf der Dinge sich selbst überlie-ßen, wenn sie nicht handeln könnten, eingreifen, etwas Neues beginnen, so Hannah Arendt, würden sie verlieren, was sie im eigentlichen Sinn zu Menschen macht. Jede Tat, die der Zwangsläufigkeit des Untergangs alles Menschlichen widerspricht, sei eigentlich ein Wunder, das sich aber doch „mit einiger Regelmäßigkeit immer wieder ereignet“ (Hannah Arendt, *Vita Activa*, München 1981, Piper TB 217, 316).

Von diesem Gedanken her wird mir verständlich, was es bedeutet haben mag, dass im babylonischen Exil die Geschichte des Anfangs der Welt aufgeschrieben wurde. Es war eine Tat gegen die Zwangsläufigkeit des Endes, erwachsen aus dem Impuls, das Leben und die Zukunft zu verteidigen. Für die Verfasser war das Geschenk des Anfangs nicht nur eine Erinnerung, sondern auch die Möglichkeit eines jeden Augenblicks. Wer auch immer diese Worte über das Handeln Gottes am Anfang aufgeschrieben hat, über das Wunder, dass etwas ist und nicht nichts, hat damit Hoffnung gestiftet und Vertrauen: Wir sind nicht am Ende, sondern es wird einen Anfang geben, immer wieder.

Vor einigen Wochen habe ich den „Atlas eines ängstlichen Mannes“ des österreichischen Schriftstellers Christoph Ransmayr gelesen (Frankfurt/M. 2012. In siebzig Szenen erzählt der Autor davon, was ihm auf seinen Reisen durch alle Erdteile begegnet ist: Extremes und Absurdes, Wunderliches und Tragisches. Und jedes Mal beginnt er mit der Formulierung: „Ich sah ...“

„Ich sah vier einmotorige Militärmaschinen im Tiefflug über der glitzernden Wasserfläche des Stausees San Sebastián im bolivianischen Hochland.“ So beginnt eine dieser Erzählungen, eine zunächst sehr erschreckende: Ransmayr ist unterwegs auf einer Wanderung mit einer jungen Ärztin und einem Biologen im drei- bis viertausend Meter hoch gelegenen Altiplano, einer kargen Ebene in den Anden. Über baum- und strauchlose Hänge streifen sie oberhalb des Seeufers entlang, ein letztes Mal, ehe sie das Land möglichst rasch verlassen wollen. Denn in diesen Julitagen des Jahres 1980 war „der von den mächtigsten Kokainhändlern des Landes unterstützte General García Meza in einem blutigen Putsch zum neuen Diktator Boliviens geworden ...“ (83) Als die Flugzeuge ganz nahe waren, streckte die junge Ärztin, eigentlich eine geradezu übervorsichtige Person, ihnen plötzlich die geballte Faust entgegen und schrie ihnen ein wütendes „No pasarán!“ zu: Sie werden nicht durchkommen! Hören konnten die Piloten das wohl nicht, aber die Faust sahen sie. Plötzlich kehrte eines der donnernden Militärflugzeuge, die dicht über die Wandernden hinweggestrichen waren und längst kaum noch zu sehen, zurück, hielt direkt auf sie zu und begann die Schutzlosen zu beschießen. Der kalte, kahle Boden, auf den sie sich werfen, bietet keinen Schutz. Wie durch ein Wunder verfehlen sie die Schüsse.

Entscheidend aber und unvergesslich für den Autor ist ein Moment, ehe die Gefahr gebannt ist, während das Flugzeug noch drohend über ihm kreist: „Ich sah plötzlich“, so Ransmayr, „wie sich aus einem dünnen, fingerhohen Grasbüschel dicht vor meinen Augen ein Käfer hervorkämpfte. Er hatte sich wohl ... mit seinen beiden Flügelpaaren zwischen querliegenden Halmen verheddert und klappte jetzt, endlich im freien Gelände, die smaragdgrün schimmernden Deckflügel hoch, um sich mit den darunter liegenden, von schwarzen Adern durchzogenen Hautflügeln in die Luft zu erheben. Gleichgültig gegenüber allem, was in dieser von einem Jagflugzeug und seinem rasenden Schatten beherrschten Welt geschah, in der Titanen seinesgleichen zertraten, ohne es auch nur zu bemerken, schwirrte er auf und in einer Schleife so dicht an meinem Ohr vorüber, dass ich seinen kleinen Fluglärm selbst im Gebrüll des Jägers zu hören glaubte. ... Als er dann schwirrend, schillernd im Sonnenlicht, aus meinem ... Blickfeld verschwand, erschien das dürre Büschel Gras vor mir plötzlich als Zuflucht, als rettendes Versteck, so wie in meiner Kindheit Gras- und Mooslandschaften, in die ich Spielfigurchen gestellt hatte, zu Urwäldern geworden waren ... Dieser Urwald war die Rettung! In sein Unterholz wollte ich flüchten und fühlte, wie das Leben ... zurückkehrte, mein Leben ...“ (87f)

Der Blick auf einen kleinen Käfer und seine unbekümmerte Lebendigkeit liegt der wirklichen Rettung voraus. Erst sieht er den Käfer fliegen, den rettenden Urwald im Grasbüschel, erst sieht er, dass es gut ist, das Leben wieder anfängt, das schon verloren geglaubte. Dann erst wird Ransmayr angestoßen und hört die Stimme der Freundin: „Du kannst aufstehen, sagte sie. Er ist weg.“ (88).

Seit ich diese Geschichte gelesen habe, geht sie mir nicht aus dem Sinn. Nicht, dass ich irgendetwas auch nur annähernd Vergleichbares erlebt hätte. Aber wie in dem Moment der höchsten Not und Gefahr plötzlich die Perspektive wechselt und der Blick auf ein kleines Tier, das sich in die Luft erhebt, wie ein Wunder den Weg ins Freie und ins Leben bahnt, das beschäftigt mich.

Ich weiß nicht, ob Ransmayr einer Religion anhängt. Aber man kann wohl sagen, dass er religiös musikalisch ist, sonst wüsste er nichts davon, dass Hoffnung und Vertrauen jenseits der tatsächlichen Verhältnisse plötzlich erscheinen und sichtbar werden: unvermittelt wie das Auffliegen eines Käfers im Sonnenlicht, das in seiner Schönheit davon zeugt, dass das Leben gut ist, eine Schöpfung Gottes, ein unverdientes Geschenk, und dass wir nicht allein sind. „Du kannst aufstehen“ – etwas Neues anfangen. Sterblich sind und bleiben wir, aber geschaffen sind wir für das Leben.

Halleluja. Amen.